

(Nachdruck verboten.)

83]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Lenz war aufgesprungen und beugte sich keuchend vor, und seine Faust preßte sich auf den Tisch.

„Gan?“ fragte der Schormayer wegwerfend.

„Du . . . du muaszt 's it übatreib'n.“

„Red i mit dir?“

„Allsammete geht it, Bata!“

„Kusch! sag i.“

„Lenz, b'finn di, wo's d' bischt!“ beruhigte Kaspar den vor Wut Zitternden und faßte ihn beim Arm.

Der schaute wild um sich und sah neugierige Gesichter sich näher schieben und spürte ihre Blicke.

Da drehte er sich schweigend um und ging hinaus.

Der Schormayer patßchte sich in die Hände.

„Seunt g'freut mi amal 's Leb'n, und hoam geh' thua i no lang it. Wo's steht's denn ös da?“ fragte er barisch die jungen Leute, die sich an den Tisch herangedrängt hatten.

„Lanz'n sollt's, und it Maulaff'n sei halt'n! sag' i.“

Er warf einen Taler auf den Tisch. „Da gebt's 'n de Musikant'n, und i will an recht an schiaberisch'n Landla hör'n. So Kaschpa, jekt trink i; mir schmeckt 's glei besa, weil i mi a bissel aussichfriert ho.“

„I misch mi in de Sach it, Schormoar.“

„Do hoscht recht, und es hot 's aa it notwendi. I brauch foan Halsa, und dem andern nutzet 's nix.“

Er griff nach einem Maßkrug und trank in langen Zügen.

„Gätt' mi schier gar trucka (Trocken) g'red't,“ sagte er, und wischte sich das Maul ab.

Wie er am Tisch herumschaute, sah er viele erschrockene Gesichter und merkte, daß die Frauenzimmer einander was zuflüsterten.

„Gabt's no foane Hoamli'keit'n (Geimlichkeiten)!“ schrie er. „I sag mei Saach aa, wie 'r i mir 's denk, und schneid' it lang um. I ho ma durchaus nix z' fercht'n, und bal an etla Weibaleut in Kollbach de Köpf' z'sammsteden, dö's macht mir gar nix. I bin da Schormoar.“

Der alte Brüdl trat hinter ihn und klopfte ihm auf die Schulter. Er wandte sich hastig um.

„Ah! Du bischt aa no do? Hof di her zu mir, alta Austragla, und vazähl ma wo's vo dein Zuastand, daß 's ma no besa graust davor.“

„Wo's hoscht denn du?“

„I? Mein ganz Sach' hon i no, und i gib 's so schnell it her.“

„Hoscht ja recht, bal's d' it mogscht, aba jekt red'n ma vo was andern!“

„Woanft?“

„Freili! Wer werd si denn an Born ei'bild'n auf a Hojet?“

„I bi kreuzluichti, und mir seit nix. Aba scho gar nix!“

„Dös is a Wort!“

Der alte Brüdl ging mit dem Aufgeregten so vorsichtig um wie mit einen geschürkten Ei und fragte ihn viel nach früheren Zeiten, nach Arbeit und Wirtschaft und nach bekannten Leuten.

Und der Schormayer wurde ruhig und betrunken und schläfrig.

Die Miamin an der unteren Tischende hatte alles gehört und jedes Wort richtig gedeutet.

„Hoscht d' as g'jehg'n, Griablerin, wie de anand g'fimmt san, da Jung und da Alt? De hätt'n si liaba o'pact vor de Leut!“

„Mi is scho ganz anderst wor'n.“

„I hätt' aa foan Tropf'n Blut nimma geb'n! Paß auf, da daleb'n ma no wo's, und nix schön's it.“

„Wie hart daß 'n da Alt' g'red't hot!“

„Der gibt eahn an Hof it; und wer woaszt, was da no g'schiecht!“

„Und Aug'n hot da Jung' g'macht!“

„Da siecht ma 's wieda, Griablerin, es is it all's, bal ma'r a Geld hot, und a Religion muaszt vorhand'n sei in an Haus, fimscht is foa Glück it dabei.“

„Dös is amal wahr.“

„Und bal mi a Religion hot, na gibt mi an arma Mensch'n wo's, der wo a tote Schwester in Ehr'n halt und fleißi bet' dafür.“

„Sell is g'wiß, Miamin.“

„Noch manches gute Wort der Frommen wurde übertönt von stampfenden Füßen.“

Drei Paar leberne Strümpf,
Und zwoa dazua san fünf,
Hot ma mei Bata a Kart'n kafft,
San nix wie lauta Trümpf.

Die rindsledernen Stiefel wurden gar ausgelassen, und die Röcke schlugen an runde Waden bis tief in die Nacht hinein. Am Ehrentisch war es leer geworden; die Brautleute hatte man schon lange mit schmetternder Musik hinausgelassen, die Eltern des Bräutigams und fast alle Verwandten hatten sich auf den Heimweg gemacht, da legte sich der Schormayer müd in den Tisch hinein und schlief, bis ihn der Wirt aufrüttelte.

„Sel' Schormoar!“

„Mei Kuch laß ma!“

„Wach auf! Du werst hoam woll'n!“

Der Schormayer schaute mit blinzelnden Augen über die leeren Stühle hin.

„Ja no, fahr ma halt hoam! Da Lenz soll ei'spanna.“

„Der is scho lang furt.“

„Furt? Ah sol Nacha spannst halt du ei!“

Schläfrig erhob er sich und ging mit unsicheren Schritten über die Stiege hinunter. Neben der Haustüre lehnte er sich an die Wand; der Kopf fiel ihm nach vorne, und die Arme ließ er schlaff herunterhängen, bis ihn der Hausknecht zum Wagen führte und ihn hinaufschob. Er drückte sich in die Ecke und ließ den Bräundl nach seinem Willen gehen, bergauf und bergab, und im langsamsten Schritt.

Ein zorniger Föhnwind heulte hinter dem Wagen her und stürzte sich wütend in die Bäume, die am Begrande standen; der Schormayer hörte ihn nicht, und der Gaul ging mit flatternder Mähne ruhig fürdaß.

Fünfte Kapitel.

„Dei Bata is scho' vo da Hojet hoamkemma,“ sagte Christl, der neue Knecht vom Schormayer, ein rothaariger, aufgeschossener Burche, in dessen sommerprossigem Gesicht ein paar freche Augen sahen. „I hon eahm im Bagl drin aufweda müß'n.“

Lenz gab keine Antwort; er pustete an einem Roßgeschirr herum, bloß um irgend etwas zu tur; es hätte Arbeit auf dem Feld draußen gegeben, aber es hielt ihn etwas daheim, und er schickte nun den Knecht hinaus und war erst recht mütmütig, daß er im Hof die Zeit verbringen sollte. — Aber hatte er überhaupt noch etwas zu arbeiten?

„Wo's is?“ fragte er nun den Knecht, der fort geredet hatte.

„Nacha hon i müass'n, wie'r i an Bauern g'fund'n ho. I hon an Gaul g'hört und mach 's Thor auf, do steht 's Bagl drauß'n, und da Bräundl scharrt mit 'n Quaf, und na hör' i schnaraha, und wie'r i nachschaug, flack't dei Bata im Bagl und schlaf't. Der waar jeka no it aufg'wacht.“

„Schleun di (beeile dich) a weng, daß d' mit 'n Dunga außi fahrt!“

„I spann glei ei. Woaszt, na hon i dein Bata aufg'weckt und hon eahm ins Haus umig'führt, und na hon i an Schließ'l g'sucht, aba dawei is scho enka Hauserin kemma und hot an Bauern einzarret.“

„Wo's für a Hauserin?“

„De Zenzi halt.“

„Is de vielleicht insa Hauserin?“

„De mir aus is i', wo's mog. I vazähl bloß, daß i aufg'macht hot, und sie bringt 'n scho in d' Stub'n, hat i g'sagt, und hoffentli hot eahm de Kält'n it g'schadt. Sie werd' eahm nacha scho aufg'warmt hamn.“

Christl hatte ein schmutziges Lachen in den Mundwinkeln, wie er das sagte.

„Nach amal, daß d' weita kimmst mit 'n Fuhrwerk!“ befahl der Lenz harisch und ließ den Knecht stehen.

Er war müde und abgeschlagen und wurde nicht fertig mit dem, was ihm gestern geschehen war. Vor allen Bekannten und fremden Leuten hatte ihm der Vater Feindschaft angesagt, und aus jedem Wort war es nicht bloß für ihn deutlich zu hören gewesen, daß es aus sei zwischen ihnen; und die Hoffnungen, die schon so gewiß waren, daß er sie mit Händen hätte greifen können, hatten keinen Boden mehr. In einem kurzen halben Jahr war alles verändert. Warum? Das konnte ihm doch niemand weismachen, daß es von dem selbigen Streit herkam! Ein paar heftige Worte, wie sie anderswo genug fallen, die hatten das nicht gemacht. Aber er hatte es ja deutlich genug sehen müssen, wie der Vater von einem Tag zum andern gehässiger auf ihn wurde; und da war jemand dahinter; ja, ganz gewiß war eines dahinter und hegte und schürte. Und niemand anders wie das verfluchte Weibsbild, das sich an den Alten hingemacht hatte, schon den allerersten Tag, nachdem die Mutter aus dem Haus war.

Die verstand es! Ganz fein ging sie es an und schob sich heimlich auf den Ehrenplatz im Hause. Daß es die Ursula nicht wahr haben mollte und das nicht sah, was doch so deutlich war! Die hatte halt mit Ruhe wegkommen wollen, weil sie 's doch nicht ändern konnte; und jetzt war vielleicht an ihm die Reihe, zu gehen, aber anders; in Feindschaft und Haß.

(Fortsetzung folgt.)

12]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

„Nein,“ rief Leutnant Carello zum zweiten Male. „Da hinüber!“ Er zeigte nach Westen. „Wir ziehen uns in einem Bogen zurück. Diese Rinne reicht bis weit hin. Sie gewährt etwas Schutz. — Fontanara, passen Sie auf . . .“

Pietro hatte die Sandwelle nicht außer Sicht gelassen. Sein Gewehr flog an die Wange, und der Schuß trachte unmittelbar nach der Aufforderung des Leutnants.

Zirilli, Napagnotti und noch einer gaben fast gleichzeitig Feuer. Wie sehr sie auch ihre Augen anstrengten, konnten sie drüben doch nichts erkennen.

„Jetzt!“ Mit krummem Rücken lief der Leutnant in der schmalen Rinne längs des Bergrückens. Er machte sich keine Eile und sah sich des öfteren um. Der junge Leutnant hatte die Verantwortung für diese Leute. Wie einen physischen Schmerz fühlte er noch den Schauer, der ihn vorhin bei Zirillis Blick überlaufen, als er sah, wie nahe sie der Panik waren. „Benedetti!“ rief er zurück. „Dicht hinter mir! Fontanara! Ihr anderen, drei Schritt Abstand.“

In einer langen Reihe, abwechselnd nach links und vorwärts gehend, liefen die Soldaten. Ihre Augen flammten, und die Hände packten das Gewehr fester. Der Feind hatte sie umzingelt, in eine Falle gelockt, das sah sie jetzt ein. Aber sie würden sich nicht ergeben . . . gewiß nicht!

Die türkische Patrouille im Süden erhöhte die Feuergeschwindigkeit. Es sauste und pfliff über den Laufenden, aber niemand wurde getroffen. Vor ihnen war es still. Die zwei, drei Feinde, die sich hier, wie der Leutnant annahm, versteckt hielten, hatten entweder das Feld geräumt, oder wollten eine günstige Gelegenheit abwarten. Falls sie nicht getroffen waren. Zirilli begann laut zu lachen. „Solche Esel . . . ins Fegfeuer mit ihnen!“ leuchtete er.

Leutnant Carello warf einen Blick über die Schulter zurück. Nein, es war glücklicherweise keiner dieser unerklärlichen Ausbrüche, in denen die Leute törichte und für sie selbst gefährliche Handlungen begingen. Es war Mut und Kampflust, was er in diesen erhöhten Gesichtern las. Der Selbsterhaltungstrieb hatte Kraft zum Handeln geschenkt, er hielt die Mannschaft in seiner Hand.

Nach zehn Schritten würden sie bei der Sandwelle sein. Sollten sie eine Minute verschmausen oder gleich den Abhang hinanstürmen? Lagen die Türken an der anderen Seite? Und in dem Fall, wie viele? Dem Leutnant summten gleichzeitig ein Duzend verschiedener Fragen durch den Kopf. Er hatte keine Zeit, an die Antworten zu denken. Er wollte der Eingebung des Augenblicks gehorchen, sich auf den Zufall verlassen, auf . . . Sie waren bei der Sandwelle.

„Jetzt!“ Leutnant Carellos Stimme lebte vor Entschlossenheit. Seine Gefühle teilten sich den Soldaten mit. Als er mit seinem Browning auf die Anhöhe wies, verstanden alle instinktiv. Die Hintersten beschleunigten ihre Schritte, in einem gedrängten Ganzen stürzten alle auf einmal vorwärts. Zirillis Lachen ging in zornige Ausrufe über, aus Napagnottis Kehle stieg ein heiseres Brüllen. Benedetti schrie wie besessen und schwenkte das Gewehr über dem Kopf.

Die Leute sprateten durch den Sand, bis über die Knöchel sanken sie hinein. Die Augen rollten in den schweißtriessenden Gesichtern, ihre Brust hob sich bei den leuchtenden Atemzügen. Alle liefen mit offenem Munde, einige stießen unartikulierte Laute aus, andere brachten nur ein heiseres Keuchen hervor. Hätten sie sich Zeit gelassen, würden sie die türkische Patrouille — auf acht Mann schätzte sie der Leutnant — sechshundert Meter weiter hin gesehen haben. Sie war aus ihrem Versteck hervorgekommen und brante unausgeseht ihre Patronen ab. Sollte die Erkundungspatrouille, die sie von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten und beinahe umgangen hatten, ihnen doch noch entweichen? Verschwand sie jenseits der Sandwelle, war sie geschützt und würde sich vermutlich mit heiler Haut aus dem Spiel ziehen. Freilich hatte man einen alten Korporal und zwei Mann da drüben in ihrem Weg, aber die taten ja nichts, warum liefen sie den Feind so dicht an sich heran? Die Soldaten in der türkischen Patrouille feuerten mit rasender Eile, aber der Feind lief doch vorwärts.

Leutnant Carello und seine Leute hatten vergessen, daß man sie von der Seite beschöß.

„Vorwärts!“ Die Stimme des Leutnants klang triumphierend, sie waren oben auf der Sandwelle. „Nieder! Nieder!“ Der junge Mann sah sich mit raschen Blicken um. Vor den acht Gewehren brannten auf der Ebene waren sie in Sicherheit. Der Stamm der Sandwelle deckte sie . . . endlich. Und die Mannschaft? Ein paar Mann hatten sich der Länge nach hingeworfen, erschöpft, zu Ende. Neben ihm lag Benedetti, das Gewehr zum Schießen bereit. Aber was denn nun . . . Fontanara! Hören Sie nicht! Nieder! . . . Nieder!“

Pietro stand regungslos, mit den Armen über die Mündung des Gewehrs gelegt. In seinen Schläfen pochte es wie Hammerschläge, sein Gehirn brannte. Er war, wie die anderen gelaufen. Die Spannung vervielfachte seine Kräfte. Als er allen voran den Gipfel der Sandwelle betrat, wurden seine Blide unwillkürlich zu einem Toten gezogen, der fünf Schritte weiter hin an der Erde lag. Etwas Wohlbelanntes in den Linien und der Stellung der Gestalt weckte neue und unerwartete Ideenverbindungen in ihm. Er blieb stehen. Ihm war, als wäre er blind gegen eine Mauer gerast und zurückgeprallt. Verwirrt und schwindelig stand er vor etwas Unfassbarem . . . In seinem Innern sank die Welle von Kampflust und Nachedurst, eine Wirrwarr von Scham und Eicht rang miteinander, stieg und fiel und kam wieder zurück. Sein Körper weigerte sich, ihm zu gehorchen, das Gehirn brummte wie ein Kreislauf, als drehte es sich im Krampf um eine Achse, die plötzlich in seiner Mitte entstanden war.

„Nieder!“ brüllte Leutnant Carello wütend. Pietro hörte es nicht. Mit den starren Bewegungen eines Automaten ging er auf den Toten zu und stellte sich neben ihn.

„Ich hab' Dir zum Abschied nicht die Hand gedrückt. Puff! Puff!“ klang es leise von den bleichen Lippen. „In der Eile . . . der Verwirrung . . . Du verstehst es schon . . . Aber ich sagte: wenn es nur auf mich ankommt, werden wir uns wiedersehen. Wir haben uns gesehen.“ Er bückte sich nieder und sagte unendlich liebevoll, aber auch mit ägender Bitterkeit: „Ich tat meine Pflicht. Genau wie Du. Leb' wohl, Puff!“

„Was fällt dem Kerl ein? Was meint er mit seinem Gebaren? Die Stimme des Leutnants war ärgerlich. War dies wieder einer der unerklärlichen Ausbrüche, die sich die Soldaten bisweilen zuschulden kommen ließen? Er machte den Mund auf, um wieder sein „Nieder!“ zu schreien.

Da krachte zehn, zwölf Schritte weiter hin ein Schuß. Benedetti, der noch immer neben seinem Offizier kniete, schrie auf, breitete die Arme aus und fiel hintenüber. Ein neuer Schuß folgte. Der Leutnant starrte überrascht seinen linken Arm an. Es brannte und stach, als wenn man eine glühende Nadel hineingehohlet. Er konnte den Arm nicht mehr hochheben . . . Dann folgten neue Ereignisse. Zirilli, der wie die Kameraden Pietro angestarrt hatte, sprang auf. Seine Augen flackerten unstill, und das blödsinnige Lachen klang wieder von seinen Lippen. Blödsinnig fing er an vorwärts zu laufen, das Gewehr hielt er zum Stoß gerichtet. Jetzt sahen auch die anderen. Da drüben in einer Grube, lag eine Türke auf dem Rücken. Er war im Unterleib verwundet und konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Es war ein alter Korporal, das zeigten die schmutzigen Treppen. Seine Augen waren ausdruckslos, der borstige Schnurrbart hing ihm über den Mund nieder. Er begriff, daß der Feind ihn bald entdecken würde und daß sein Leben verloren war. Da nahm er selbst sein Schicksal in die Hand. Er sammelte sich zu einer letzten Kraftanstrengung und schickte ein paar ungläubige Hunde vor sich in die Ewigkeit . . . „Wis'm Allah!“

Zirilli stürzte mit gefällttem Bajonett auf den Verwundeten los. Der Korporal mit den stumpfsinnigen Augen parierte die Stöße matt, aber so geschickt, daß sie ihn nicht trafen. Seine Bewegungen waren beherrscht, sorgfältig abgemessen, zeugten von langer Übung. Aus seinem Blick sprach verächtliche Gleichgültigkeit. „Er mußte sterben. Was machte das aus? Das mußten alle.“

Die Soldaten waren aufgesprungen. Einige starrten überrascht auf Zirilli und seinen Gegner hin. Einer legte auf den Verwundeten an, wagte aber nicht zu schießen. Er konnte ebenso gut den Kameraden treffen. Da stieg ein wildes Geheul aus Napagnottis Kehle. Der Bauer, der so manches Stück Vieh abgeschlachtet, wußte Rat. Er packte den Gewehrlauf und hielt seine

Waffe wie eine Keule. Mit ein paar langen Sägen war er bei den kämpfenden. Der Gewehrstoß fauste durch die Luft und fiel von hinten auf den Kopf des Korporals nieder. Der Ausdruck in dem wie aus Holz geschnittenen Gesicht des Türken blieb sich gleich. Mit derselben unerbittlich stumpfen Gleichgültigkeit, die er während der ganzen Zeit bewiesen, empfing er den Todesschlag. Er hatte seine Pflicht getan, er wie die anderen. „Bism' Allah!“ Blut und Gehirnmasse spritzten umher, aber Napagnotti's Kolbenstöße hörten nicht auf. Der Bauer schlug besinnungslos Schlag auf Schlag. Bisweilen traf der Kolben den Toten, bisweilen die Erde. Ununterbrochen, unter heiserem Geheul und einer furchtbaren Kraftverwendung wirbelten die Schläge.

Noch immer sein seelenloses Lachen ausstöhnend zog sich Zirilli aus der Nähe des Kameraden zurück. Die übrigen standen in sonderbaren und gezwungenen Stellungen und sperrien aus Erschauern über diese Eruption von wahnsinniger Blut den Mund auf.

„Napagnotti!“ Leutnant Carello hielt seinen verwundeten linken Arm mit seiner rechten Hand hoch und stierte mit weit aufgerissenen Augen. „Napagnotti!“ schrie er. „Mensch!“

Bietro wurde aus seinen Gedanken geweckt und begriff. Er winkte einigen Kameraden, aber sie zogen sich zurück und wollten seine Absicht nicht verstehen. Da entriß er mit einem raschen Griff Napagnotti das Gewehr.

Dieser erwachte wie aus einem Nausch und sah sich mit hochäugigen, wirren Blicken um. Er leuchtete noch von der Anstrengung, holte tief Atem und rief mit einem gurgelnden Ton:

„Ich bin hungrig.“ Die Verunsicherung kam ihm wieder. Er starrte die anderen an, las in ihren Mienen, lehrte den Blick auf den mißhandelten Leichnam und zuckte die Schultern. „Jetzt ist es vorbei,“ sagte er und fügte mürrisch hinzu: „Galtet dem Mund.“

Leutnant Carello seufzte. Hier war wieder etwas von dem Unerklärlichen, das einem bald hier, bald dort in den Weg trat, etwas von dem, über das man niemals sprach und an das man, wenn man geschickt war, auch nicht dachte. Außerdem hatte er anderes zu tun. Sein verwundeter Arm schmerzte. Benedetti war . . . ja, er war tot. Und wo war der Feind?

„Zurück, marsch! Da hinüber!“ Er zeigte nach Nordost. „Wir gehen nach dem Hofweg zurück. Stützen Sie mich, Fontanara! Wir müssen vor Nacht zurück sein. Im Dunkeln kann das Passieren der Vorposten gefährlich sein. — Haben Sie ein Taschentuch? Danke! Knoten Sie es fest um! Der Mutterluft . . . Wir ist ein wenig schwindelig.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang der großen Armee.

Von Kurt Eisner.

III.

Der französische Historiker Albert Vandal, der ein dreibändiges Werk über die Beziehungen zwischen Napoleon und dem Zaren Alexander I. verfaßt hat, stellt an die Spitze seiner Darstellung die Sätze: „Während der ganzen Dauer seiner Regierung verfolgte Napoleon ein unerbittliches Ziel: durch einen ersten Frieden mit England die Festigung seines Wertes, die Größe Frankreichs und die Ruhe der Welt zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, war das hauptsächlichste Mittel seiner Politik, das er in der entscheidenden Epoche seiner Laufbahn anwandte, ein Bündnis mit dem russischen Kaiser Alexander I. Wenn die in Tilsit verjuchte Verständigung fest und dauernd geworden wäre, wäre England unterlegen, Frankreich und Europa hätten in neuen Formen Ruhe gewonnen; der Reich mit Rußland belebte die absterbende Koalition wieder, verstreute Napoleon in tödliche Unternehmungen und richtete ihn zugrunde.“

Diese Sätze mögen durch die Beziehungen gefärbt sein, die gerade zur Zeit der Veröffentlichung des Wertes zwischen Rußland und der französischen Republik sich zu festigen begannen, richtig ist, daß Napoleon sich die größte Mühe gegeben hat, um Rußland für seinen Kampf gegen England zu gewinnen. Aber ebenso sicher ist, daß Napoleon seinen Augenblick daran gedacht hat, Rußland als Herrn Europas zu dulden. Gerade weil Napoleon niemals den russischen Hoffnungen auf Konstantinopel irgendwelche Zugeständnisse machte, weil er in der Gründung des Herzogtums Warschau Rußland den nationalen Todfeind vor die Tore setzte, ist die Allianz mit Rußland niemals zuverlässig vollendet worden. Napoleons politischer Gedanke war vielmehr, Rußlands Schwerpunkt nach Asien zu verschieben: er wollte Rußland gegen Indien gebrauchen und damit die englische Weltmacht ins Herz treffen.

Als stärksten und sichersten Bundesgenossen seiner Politik hatte sich Napoleon nicht Rußland, sondern Preußen gedacht. Er hatte diesen Militärstaat in dem täuschenden Lichte des friedlichen Ruhmes gesehen, einen harten, fargen, tätigen, aufklärten und tapferen Kriegerstaat, nicht unähnlich seinem eigenen Wesen. Als er dann das weiße Kreuz erkannte, schlug seine Bewunderung für Friedrich II. in Verachtung für seinen armseligen Nachfolger um. Dennoch hat er seine alte preussische Illusion nie ganz aufgegeben, und Preußen blieb auch nach Jena ein wichtiges

Glied in seinem politischen System. Das ist die Lösung eines Problems, das die Geschichtsschreibung bis zur Stunde beschäftigt, ohne daß man bisher Klarheit zu finden vermochte: Warum hat Napoleon nach Jena Preußen bestehen lassen? Die deutschen Historiker versichern in der Regel, Napoleon habe ursprünglich beabsichtigt, Preußen auszulösen, habe dann aber dem Zaren zuliebe, der sich für Friedrich Wilhelm III. verwandt habe, Preußen in einer ungefährlichen Verkleinerung bestehen lassen. Eine Gefälligkeit also für den jährling besorgten Freund des preussischen Königs, der vom Zaren zuvor insam verraten und auch nicht gegen die ihm von Napoleon zugefügte geflüchtete demütigende Behandlung geschützt worden war! Man sieht: Die Geschichtsschreiber, die aristokratisch auf die Macht der Persönlichkeit schwören (worunter sie in der Regel die zufällige und gleichgültige monarchische Duzendware verstehen), vermögen gerade dann nicht in den Menschen einzudringen, wenn sie wirklich einmal auf eine geniale, bewegende Persönlichkeit treffen. Es heißt Napoleon zu einer Posenfigur entwürdigen, wenn man glaubt, in den Lebensfragen seines politischen Systems hätten derlei Gefälligkeiten dienste irgendwie von Einfluß sein können. Preußen hat ebenjowenig das verführerische Seidengewand Luizens wie das mythische und trügerische Schwärmerauge Alexander I. getrieht. Es mußte am Leben gelassen werden, das forderte sein System. Napoleon sah 1807 in Tilsit 1812 voraus. Er ließ Preußen aus demselben Grunde bestehen, wie er das Großherzogtum Warschau schuf: Schutzwehren gegen Rußland, dem er nicht traute, dem er Europa nicht ausliefern wollte. Europa sollte nicht losatzen werden. Aus demselben Grunde ließ ja Napoleon auch (unter großen persönlichen Opfern) seine Truppen nach 1807 in Preußen; er fürchtete einen russischen Ueberfall.

Welche Rolle Napoleon in Wirklichkeit Rußland zuweisen wollte, das erkennt man aus jenem gewaltigen Brief, den Napoleon, bevor er in Erfurt die schmätzenden Fürsten Europas wie ein verächtliches Hofgeschmeiß um sich versammelte, am 2. Februar 1808 an Alexander I. schrieb. Als Zeugnis für die westpolitischen, mit Rußland gesponnenen Pläne Napoleons, wie für die begehrteste und unterwerfende Macht des Schriftstellers will ich diese Urkunde — mit einigen unwesentlichen Kürzungen — überlegen:

„Eure Majestät werden die letzten Debatten des englischen Parlaments gesehen haben, den Entschluß, den Krieg zum äußersten zu treiben. Nur durch große und ungeheure Maßnahmen können wir zum Frieden gelangen und unser politisches System festigen. Eure Majestät mögen Ihre Armeen vermehren und rüsten. Alle Hilfsmittel und jeder Beistand, die ich gewähren kann, werden Eure Majestät frei von mir empfangen; gegen Rußland erfüllt mich kein Gefühl der Eifersucht, wohl aber das Verlangen seines Ruhmes, seines Glücks, seiner Ausdehnung. Wollen Eure Majestät die Meinung einer Person hören, die offen gesteht, ihr innig und wahrhaft ergeben zu sein? Eure Majestät müssen die Schweden von Ihrer Hauptstadt fernhalten; möge sie also auf dieser Seite ihre Grenzen so weit ausdehnen, wie sie will, ich bin bereit, ihr mit aller meiner Macht zu helfen. Eine Armee von 50 000 Mann, Russen, Franzosen, vielleicht sogar ein bißchen Oesterreichern, die sich über Konstantinopel nach Asien wendet, würde in dem Augenblick, wo sie den Euphrat erreicht, England gittern machen und es dem Kontinent beugen. Ich bin in Dalmatien bereit; Eure Majestät an der Donau.“

„Einen Monat nachdem wir uns verständigt, könnte die Armee am Bosphorus sein. Der Schlag würde in Indien widerhallen und England wäre unterworfen. Ich verweigere keine vorläufige Bedingung, die notwendig wäre, zu einem so großen Ziel zu gelangen, aber das gegenseitige Interesse unserer beiden Staaten muß vereinigt und ausgeglichen werden. Das kann nur in einer Zusammenkunft mit Eurer Majestät geschehen, alles kann besiegelt und beschlossen sein vor dem 15. März. Am 1. Mai können unsere Truppen in Asien sein und zu gleicher Zeit die Truppen Eurer Majestät in Stockholm. Dann werden die Engländer, in Indien bedroht, aus der Levante verjagt, zerstreut werden durch die Mißschläge, mit denen die Luft geladen sein wird.“

„Eure Majestät und ich werden den Reiz des Friedens vorziehen lieber inmitten unserer großen Reiche leben und uns damit beschäftigen, sie durch die Künste und die Segnungen der Verwaltung lebendig und glücklich zu machen: die Feinde der Welt wollen es nicht. Wir müssen wider Willen größer sein. Es ist Weisheit und Politik, zu tun, was das Geschick befiehlt, und dorthin zu gehen, wohin uns der unüberstehliche Gang der Ereignisse führt. Dann werden die Rhymäenschwärme, die nicht sehen wollen, daß die gegenwärtigen Ereignisse derart sind, daß man ihre Vergleiche in der Geschichte und nicht in den Zeitungen des letzten Jahrhunderts suchen muß, sich beugen und der Bewegung folgen, die Eure Majestät und ich weisen. Dann werden die russischen Völker zufriedener sein mit dem Ruhm, dem Reichtum und dem Glück, die das Ergebnis dieser großen Ereignisse sein werden.“

„In diesen wenigen Zeilen enthülle ich Eurer Majestät meine ganze Seele. Das Werk von Tilsit wird das Schicksal der Welt lenken. Vielleicht könnte Euer Majestät und mich ein Rest von Kleinmut veranlassen, ein sicheres und gegenwärtiges Gut einem größeren und vollkommeneren Zustand vorzuziehen: aber da England es nicht will, erkennen wir, daß die Epoche der großen Umgestaltungen und der großen Ereignisse gekommen ist.“

In diesem Brief enthüllt Napoleon wirklich seine ganze Seele. — mit jener großen und stolzen Offenheit, die das Wesen seiner Diplomatie ist. Rußland soll sich Finnland nehmen, um seine

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Aus Volksbüchereien. Unermüdet sind einsichtige Verleger dabei, dem Volke die besten Werke der Weltliteratur bis in unsere Tage hinein für ein billiges Entgelt zugänglich zu machen. Reclams Universal-Bibliothek geht allen voran. Sie ist zurzeit bereits auf 5440 Bändchen angewachsen. Als ihre letzten Neuerwerbungen verzeichnen wir außer den „Verbrecher“-Novellen der Schwedin Anna Wahlberg (Übersetzt von Elisabeth Schering) hauptsächlich drei Werke aus dem Nachlaß von Leo Tolstoi. Es sind: „Das Licht leuchtet in der Finsternis“ und „Der lebende Leichnam“, die beiden erst nach des Dichters Tode in Deutschland aufgeführte Dramen, sowie „Chadschi Murat“, einen ausgezeichneten Roman aus den Kämpfen im Kaukasus, der ja auch in der Unterhaltungsbeilage des „Vorwärts“ zum Abdruck gekommen ist. Insbesondere aber auf die „Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst“ von Max Chop hingewiesen sein. Sie gelten Richard Wagners sämtlichen Liederdramen, auch in zwei Leinenbänden (3 M.) erhältlich; ferner Bizet („Carmen“), Richard Strauß („Salome“ und „Rosenkavalier“), Offenbach („Hoffmanns Erzählungen“), Bach („Matthäus-Passion“), Handel („Messias“), Haydn („Schöpfung“), d'Albert („Tiefland“), Beethoven („Symphonien“) in 3 Bändchen a 20 Pf. oder in einem Bande geb. 1 M. und „Fidelio“. Als 24. Band ist nun Mozarts „Don Juan“, geschichtlich, szenisch und musikalisch analysiert, hinzugekommen. — Als eine ebenso stilvoll-originaire, als billige Gabe müssen die Verleihen aus der Insel-Bücherei (Insel-Verlag Leipzig) bezeichnet werden. Die Einbände sind im zweifarbigen Wiedermeisterstil gehalten, Papier und Druck von feinsten Korrektheit, das Format handlich. Band: 50 Pf. Klassisches und Ultramodernes läuft nebeneinander. Wir verzeichnen: Plato: Die Verteidigung des Sokrates; Terzantes: Geschichte des Zigeunermädchens Preziosa; Flaubert: Die Sage von St. Julian; Jacobsen: Wogens; Verhaeren: Hymnen an das Leben; Rilke: Die Weise von Liebe und Tod usw.

Technisches.

Feuerwerk und Illumination in früherer Zeit. Die Chinesen mögen das Feuerwerk wohl am frühesten gekannt haben, zumal sie auch heute noch große Liebhaber von Feuerwerk sind. Jedenfalls wird in keinem Lande der Erde so viel an Raketen, Feuerböden und dergleichen verpufft, wie im Reich der Mitte. In Europa scheint das Kunstfeuerwerk zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts Einführung gefunden und sich von Spanien aus über die übrigen Länder verbreitet zu haben. Nimmt man das Wort in seinem ursprünglichen Inhalt, so könnte man freilich schon die uralten Johannisfeuer zu den Feuerwerken rechnen. Von einem Kunstfeuerwerk kann füglich erst die Rede sein bei der Anwendung von Schießpulver und Raketen, und der Uebergang vom Holzstoß und Fackelzug zu solchen künstlerischen Veranstaltungen vollzog sich eben erst mit dem Anfang der Neuzeit. Die schon mit diesem Namen bezeichneten Feuerwerke, die gelegentlich der Reichstage zu Konstanz 1506 und zu Augsburg 1519 abgebrannt wurden, bestanden nur in Gefäßen, die mit Sägespänen angefüllt waren. Siegfried Sieber, der in den Deutschen Geschichtsblättern eine fesselnde Untersuchung über die Entwicklungsgeichte des Feuerwerks und der Illumination veröffentlicht hat, weist nach, wie sich schon damals das Verlangen ausdrückte, durch größere Feuerwerke die Belagerung und Erstürmung von Festungen und Städten nachzuahmen und daß dadurch selbstverständlich das Schießpulver für diese Veranstaltungen notwendig wurde. Daraus entwickelte sich die noch heute beliebte Form der Feuerwerkschlösser, deren eines in besonders großartigem Aufbau bei Gelegenheit der Kaiserwahl Ferdinands I. in Frankfurt a. M. zur Erhöhung der Festfreude diente. Ein großartiges Feuerwerkschloß wird auch aus dem Jahre 1500 bei einer Hochzeit im Hause der Fugger in Augsburg erwähnt. Eine andere Art von Feuerwerken kam gleichfalls gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Mode, die auf Nachahmungen von Turnieren abzielten. Die Soldaten benutzten dabei statt der Waffen Raketen und Schwärmer, die auf Spieße gesteckt waren. Oft wurde diese Vorführung mit einem Feuerwerkschloß verbunden, indem dann die Angreifer, die oft zu Pferde waren, mit Feuerwerkskörpern ausgerüstet wurden, so daß es nach einer Schilderung aus damaliger Zeit ansah, als ob ein ganzes Heer von feurigen Männern und Rossen in Bewegung war. Der Rat der Stadt Frankfurt gab später bei der Krönung des Kaisers Matthias eine große Summe für ein Feuerwerkschloß mitten im Main, wobei mehr als 8000 Raketen, Schläger, Feuer- und Wasserflugel verpufft sein sollen. Das gewaltigste aber soll ein Feuerwerkschloß in Nürnberg gewesen sein, das dort 1650 der kaiserliche Generalissimus Octavio Piccolomini in einem mächtigen Stuppelbau mit vier Ecktürmen herstellen ließ. Vor dem Tor des Schlosses war eine große Figur aufgestellt, um die Zwiertacht zu verkörpern, unter ihr ein Mars in vollem Lauf und um das ganze Schloß herum spanische Reiter, die mit Raketen und Feuerwerkskörpern gefüllt waren. Das Ganze wurde gekrönt durch eine Bildsäule des Friedens, die allein übrig bleiben sollte, nachdem alles andere in Feuer und Rauch aufgegangen war. Im 18. Jahrhundert wurde dann die Herstellung und Veranstaltung von Feuerwerk schon zu einem besonderen Kunstwesen berufen.

Hauptstadt vom schwedischen Machtgebiet zu entfernen. Rußland soll in Indien England verdrängen. Aber das alte russische Ziel: Konstantinopel wird dem Zaren nicht einmal in lockender Ferne gezeigt.

Napoleon ist sich bewußt, daß Rußland niemals der Verbündete seines Systems sein wird. Vielleicht gelingt es ihm, den vom tausendjährigen Reich unruhig träumenden Zaren als Person einen Augenblick für eine Weltmission zu gewinnen, aber der russische Kaiser ist ein Gewirr unberechenbar tribbelnder Launen, und die russische Gesellschaft haßt in Napoleon zäh und wild den Natobiner, den keine Kaiserkrönung zu weichen vermag. In Petersburg und Moskau sind und bleiben die Zentralen der europäischen Verschwörungen der Höfe und des Adels gegen den Cäsar der Revolution. Die russischen Großgrundbesitzer werden wie die preussischen Standes- und Klaffenossen durch die Sperrung der Getreideausfuhr nach England geschädigt, der Kolonialhandel liegt danieder, die kolonialen Bearbeiter der adligen Konsumenten sind unerschwinglich teuer. Napoleon täuscht sich nicht über diese Stimmungen.

Aber seine russische Politik ist überhaupt wegenschieden von der politischen Behandlung der anderen Länder. Ueberall, wo Napoleon Staaten eroberte oder seinem Einfluß beugte, fühlte er sich als der Mann, der modernem Verfall den letzten Stoß versetzte und nun aus den Trümmern neues Leben zaubern wollte — das schaffende Prinzip der Revolution! So war es in Deutschland, Italien, Spanien, Holland, der Schweiz. An Rußlands Erneuerung hat er niemals gedacht, niemals etwas in dieser Richtung unternommen. Ihm war das russische Reich unheimlich und mit leisem Schauer sprach er wohl von diesem Volk, das jährlich um eine halbe Million Seelen zunehme und Europa zu überschweben drohe.

So war der Bund mit Rußland für Napoleon nur ein gegen den Verbündeten selbst verbotenes Wändigsmittel. Sein tragisches Verhängnis liegt nicht in einer russischen Illusion, sondern an dem Scheitern seiner europäischen Kulturpolitik.

Napoleon stellte alle geschichtlich überlieferten Einrichtungen und die mit ihnen verwurzelten Massengefühle in den Dienst seiner Kritik: Die Monarchie, den Adel, die Armee, die Kirche samt allen nationalen, ehrfürchtigen, kriegerischen und religiösen Gefühlen.

Das war seine Abkehr von dem revolutionären Bruch mit der Vergangenheit!

Aber er suchte die alten Gefühlsmächte der Völker für innerlich erneuerte Institutionen zu nutzen. In der Monarchie wurde diese dynastische Familienpolitik, der gefährliche und dumme Aberglaube der Legitimität beseitigt; der Fürst war nur noch Träger der Staatsverantwortlichkeit. Der Adel wurde wieder eingeführt, aber ein Adel des Verdienstes und nicht der Geburt, ein aller feudalen Erbrechte beraubter Adel. Die Armee war nicht mehr die Versorgungsanstalt für Junkerjöhne, die eine lumpenproletarische zusammengestoblene und zusammengekaupte Soldateska mißhandelten und zum Nord abrichteten; sie war auch nicht mehr Werkzeug dynastischer Willkür, sondern sie war das Volkshier der Revolutionskriege geblieben, das ein Mittel großer Politik war. Die Kirche endlich sollte zu ihrer Reinheit zurückgezwungen werden: die Organisation der religiös Bedürftigen und stilllich zu Bildenden. So sehr Napoleon die Religion achtete und die religiöse Erziehung förderte, die weltlichen Machtgelüste des Klerus beugte er rücksichtslos unter das Staatsgebot. Als der Kirchenstaat sich weigerte, seine Häfen England zu sperren, beseitigte er das Reich des Papstes, verleibte es Frankreich ein (Mai 1809) und setzte den heiligen Vater nebst seinen Bannstrahl in Savona fest, von wo er im Sommer 1812 nach Fontainebleau in strenge Haft verbracht wurde.

Das war die revolutionäre Erneuerung der geschichtlich überlieferten Institutionen! Das war der Versuch, das geschichtlich Gewordene revolutionär umzugliedern, an dem Napoleon schließlich scheiterte, über den er stürzte.

Die ungezählten Interessenten der alten Verfassung verschworen sich nicht nur selbst gegen den gekrönten Umstürzler, es gelang ihnen auch, die unmündigen Untertanen durch das Geschrei von Thron und Altar, Vaterland und Freiheit für die Wiederherstellung der Feudalzeit aufzureizen. Die Völker, die die Peitsche der eigenen Fürsten Jahrhunderte hindurch ertragen und gelüßt hatten, rebellierten jetzt gegen den ihnen aufgedrungenen Fortschritt. Der gestürzte Adel und der gebändigte Klerus trugen die unklare Erregung und ziellose Empörung in die Massen. Sie bekamen — mit englischem Gold — zum Kriege und zwangen immer wieder Napoleon zur blutigen Abwehr.

Passenwerk war der Aufstand der Spanier und der Tiroler, und nichts anderes waren, der Absicht und dem Erfolg ihrer Treiber nach, auch die „Befreiungskriege“ von 1813/15, in denen alle Freiheit verblutete, und nach denen die feudal-dynastischen „Patrioten“, zur Macht zurückgeführt, ein Menschenalter hindurch ihre opfermütigen Befreier über alles Maß grausam und gemein quälten und marterten.

Die russische Politik Napoleons aber war nicht darauf gerichtet, das Reich des Zaren in den europäischen Bund der vereinigten Staaten aufzunehmen, sondern vielmehr, wie schon angedeutet, Rußland, durch Abschiebung nach Asien, in Europa unschädlich zu machen.